

Shari Franke

IM HAUS MEINER MUTTER
Eine Tochter auf der Suche nach Freiheit

Übersetzung von Alexandra Gentara

SHARI FRANKE



im haus meiner mutter

EINE TOCHTER AUF DER SUCHE NACH FREIHEIT

VAJOSH

*Für alle, die schon einmal Schweigebehandlungen,
Gaslighting, Misshandlungen, Missbrauch oder
Einsamkeit ertragen mussten.
Ihr seid stärker, als ihr glaubt.
Mögen die Engel auf Erden und im Himmel
euch Schwingen verleihen.*

*Ich wollte dich führen und in meiner Mutter Haus
bringen, in die Kammer derer, die mich gebar.*

Hoheslied 8.2
(Lutherbibel)

Hinweis

Dieser Roman behandelt Themen, die bei einigen Leser*innen Unwohlsein auslösen können. Dazu gehören Kindesmisshandlung, sexueller Missbrauch, Nötigung, Sekten, emotionaler und psychischer Missbrauch, Selbstmordgedanken, Depressionen, Panikattacken und die Erwähnung einer Fehlgeburt.



EINLEITUNG

endlich

30. August 2023

Es war ein Mittwoch, der Beginn eines neuen Collegejahres. Ich beugte mich über meinen vollen Schreibtisch und versank in einem Meer aus Lehrplänen und Literatur für die erste Woche. Unruhig blätterte ich durch die Seiten, aber mein Verstand wollte sich einfach nicht damit befassen. Immer wieder schweiften meine Gedanken zu meinen jüngeren Geschwistern ab.

Ein Jahr war inzwischen vergangen, seit ich zuletzt ihre Stimmen gehört und ihre Gesichter gesehen hatte. Und der Gedanke, dass sie in diesem Haus gefangen waren, fraß mich innerlich auf.

Trotz all meiner Bemühungen, den unzähligen Telefonaten, den verzweifelten Bitten an alle, die mir überhaupt zuhören wollten, konnten wir offenbar nichts tun, um sie aus dieser Gefahrenzone zu befreien.

Mein Handy klingelte, auf dem Display blinkte der Name unserer Nachbarin auf. Sofort setzte mein Herz einen Schlag aus. Jeder Anruf dieser Nachbarin war wie ein Rettungsanker für mich, denn er bedeutete, dass es Neuigkeiten von den Kindern gab. Und das wiederum bedeutete, dass sie noch am Leben waren.

»Shari, die Polizei ist bei deiner Mutter!« Die Worte dröhnten wie eine Bombe durch die Leitung, ohne Begrüßung. »Sie sind bewaffnet und wollen gerade die Tür aufbrechen!«

Mein Herz zog sich schmerzhaft zusammen, während lebhaft, grauenhafte Bilder meinen Verstand überfluteten. Kleine Leichen-

säcke, die von gesichtslosen Gestalten in Uniformen aus dem Haus meiner Mutter getragen wurden.

Jetzt ist es passiert, dachte ich. *Sie sind tot.*

Wie benommen schnappte ich mir den Autoschlüssel und sprintete los. Die Fahrt von meiner Studentenwohnung zum Haus meiner Mutter in Springville dauerte wie üblich zwanzig Minuten, die mir heute jedoch wie eine Ewigkeit vorkamen und aus unzähligen Momenten blinder Panik bestanden.

Seit Ruby mich vor einem Jahr verstoßen hatte, war ich nicht mehr in diesem Haus gewesen. Ruby, die selbsternannte Heiligenfigur aller Mütter. Ruby, die mein Leben für ihre Social-Media-Anhänger in eine surreale Version der *Truman Show* verwandelt hatte. Ruby, die meine Geschwister und mich unser ganzes Leben lang ihrer verdrehten Interpretation von Schuld und Sühne unterworfen hatte – bis Jodi auftauchte und diesem Regime noch weitere, grausame Facetten des Sadismus hinzufügte.

Jodi. Die persönliche Sektenführerin unserer Familie. Eine falsche Prophetin, die wie ein Hurrikan in unser Leben gestürmt war und meine Mutter in eine unterwürfige, geblendete Anhängerin verwandelt hatte, die jedes ihrer wahnsinnigen Worte wie Weihwasser trank. Mein Vater, einst unser Anker, war ebenfalls verbannt worden, sodass Ruby und Jodi uneingeschränkt über meine vier jüngsten Geschwister herrschen konnten, die noch bei ihnen lebten.

Ich fuhr durch die vertrauten Straßen von Springville. In mir brodelte eine dumpfe, allzu vertraute Wut, während ich durch die ruhige Vorstadt navigierte. Wieso wusste niemand etwas über die Kinder? Warum hatte man sie aus der Schule genommen? Und warum hatte sie niemand vor Schaden bewahren können?

Unzählige Warnungen waren bereits von mir und besorgten Nachbarn an die Kinder- und Jugendschutzbehörde und die Polizei geschickt worden. Ein Jahr lang hatte ich ständig lautstark Alarm geschlagen. Doch trotz der offensichtlichen Anzeichen für Probleme waren keine Maßnahmen ergriffen worden. Die vielen Warnsignale, die wir ausgesendet hatten, hatte offenbar niemand gehört, und das System, das meine Geschwister eigentlich hätte beschützen sollen, hatte sie stattdessen der Willkür zweier Frauen

ausgeliefert, die vor lauter Wahnvorstellungen und unkontrolliertem Machtrausch regelrecht betrunken waren.

Ich bog in unsere verschlafene Sackgasse ein – und landete mitten in einem Kriegsgebiet. Polizeiautos bildeten eine blinkende Barrikade. Ein Sondereinsatzkommando streifte durch unseren Vorgarten. Nachbarn drängten sich auf dem Gehweg, mit Angst, aber auch Faszination in den Gesichtern.

Ich stieg aus dem Auto aus, und ein Officer versperrte mir den Weg. Sein Gesicht ähnelte einem Grabstein. »Ich darf Sie hier nicht durchlassen, Miss.«

»Aber das ist mein Zuhause!«, flehte ich. »Meine Geschwister ... sind sie in Sicherheit? Wo sind sie?«

Gesprächsfetzen aus dem Funkgerät drangen an mein Ohr. Hatte ich gerade den Namen meines Bruders gehört?

»Bitte«, drängte ich weiter. »Kann mir wenigstens jemand sagen, was hier los ist?«

Ein weiterer Officer kam auf mich zu und sprach mich in dringlichem Tonfall an. »Miss, können Sie uns den Grundriss des Hauses beschreiben? Gibt es irgendwelche Safes? Oder Waffenschränke?«

Unter Tränen nannte ich ihm die gewünschten Informationen: sieben Schlafzimmer, sechs Bäder, in denen wir uns einst vor dem Spiegel gedrängt hatten, ein paar gut weggeschlossene Waffen, und eine Speisekammer, mit der man die Apokalypse hätte überleben können. In jedem einzelnen Zimmer flüsterten die Seelen derer, die wir einst gewesen waren.

Dann brach plötzlich Chaos aus. Die Eingangstür zersplitterte unter dem Angriff eines Rammbocks. Polizisten strömten wie wütende Hornissen hinein. Und ich stand da wie angewurzelt und sah einfach nur zu.

Bitte, lieber Gott. Mach, dass sie noch leben, betete ich.

Ein surrealer Gedanke stieg in mir auf. Dieser Moment, dieser Höhepunkt des Absturzes meiner Familie in den Wahnsinn, musste dokumentiert, aufbewahrt und in den sozialen Medien verbreitet werden. So wie jedes erzwungene Lächeln, jede gut inszenierte Perfektion zuvor auch.

Ich zückte mein Handy. Trotz des Chaos um mich herum zitterten meine Hände nicht.

Bildausschnitt. Klick.

Die Bildunterschrift kristallisierte sich bereits in meinem Kopf heraus. Ein simples Wort, das jedoch das Gewicht vieler Jahre in sich trug:

Endlich.

Auf Instagram hochladen. Teilen.

Dieser Albtraum war in den sozialen Medien zur Welt gekommen – und dort sollte er auch sterben.

TEIL 1

der garten der lüste



KAPITEL

– 1 –

besiegelt

Ziemlich oft träume ich denselben Traum, der jedes Mal wunderschön beginnt.

Sanfte Felder, soweit das Auge reicht, die in ätherisches Licht getaucht sind. Ein Gefühl tiefster, innerer Ruhe überkommt mich, als mir klar wird, dass dies der Himmel sein muss. Meine irdische Reise ist wohl zu Ende gegangen.

Dann verändert sich die Landschaft. Sie bleibt vertraut, wirkt aber gleichzeitig wie aus einer anderen Welt. Geliebte Menschen, die ich verloren habe, erscheinen in der Ferne. Ihre Gesichter leuchten. Ich schwebe auf sie zu, schwerelos, befreit, und umarme sie. Mit Glückstränen in den Augen. *Das hier ist das Paradies. Das hier ist Frieden.*

Dann erscheinen ihre Augen. Kalt und unerbittlich bohren sie sich in mich hinein. Mit einer Kraft, so alt wie die Sterne.

Sie ist es. Ruby.

Plötzlich dröhnt Gottes Stimme um mich herum, erschüttert sogar die Grundfesten des Himmels:

»Mein Kind, es war Unrecht von dir, dich deiner Mutter zu widersetzen!«

Ich schrecke hoch. Mein Herz pocht, und für einen Augenblick kehrt die Panik zurück. Werde ich mich denn niemals von Ruby befreien können? Nicht einmal im Jenseits?

Meine Mutter kam am 18. Januar 1982 in Logan, Utah, als Ruby Griffiths zur Welt. Sie war das erste von fünf Kindern von Chad und Jennifer Griffiths, deren Familien seit Generationen gläubige Mitglieder der Mormonenkirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage (HLT) waren.

Als Ruby klein war, zog ihre Familie nach Roy, Utah, um. Eine Kleinstadt, in der die Kirche nahezu jeden Aspekt des Lebens prägte. In dieser eng miteinander verbundenen Gemeinschaft drehte sich alles um das Studium der Heiligen Schriften, ein religiöses Leben und natürlich um die Familie, die schließlich der Grundpfeiler unseres Glaubens ist.

Als Älteste in einem sehr strengen, konservativen Elternhaus verbrachte Ruby ihre Kindheit weniger mit Spielen als vielmehr mit Verantwortung und musste bei der Erziehung ihrer jüngeren Geschwister helfen. Ich kann mir die junge Ruby sehr gut vorstellen, wie sie die Erwartungen ihrer Familie mit eisernem Rückgrat, entschlossenem Blick und moralischer Erhabenheit erfüllte und sehnsüchtig auf den Tag wartete, an dem sie ihre eigene Familie gründen würde, um endlich selbst die Regeln festlegen und ihr Zuhause ganz nach ihren Vorstellungen formen zu können.

Für Ruby war es nicht nur eine zukünftige Rolle, eines Tages Mutter zu werden – es war ihr höchstes Lebensziel, das Einzige, was sie sich mehr als alles andere auf der Welt für sich wünschte.

Ihre hohe Wertschätzung für die Mutterschaft ist in der HLT-Theologie, mit der auch ich aufgewachsen bin, nicht ungewöhnlich. Mutter zu werden, bedeutet in meinem Glauben eine spirituelle Berufung höchsten Ranges. Eine Chance, dem Göttlichen nachzueifern und Teil des großen Werks der Schöpfung zu werden. Vielleicht sah Ruby deshalb die körperlichen Beschwerden in der Schwangerschaft und die qualvollen Schmerzen während der Geburt nicht als Hindernisse, die es zu überwinden, oder als Last, die es zu ertragen galt. Für sie waren es vielmehr heilige Prüfungen, Gelegenheiten, ihren unerschütterlichen Glauben an Gottes Gesetze unter Beweis zu stellen und sich ihren Platz im himmlischen Jenseits zu sichern. Neben den verehrten Vorfahren, die diesen Weg bereits vor ihr gegangen waren.

Sobald sie achtzehn wurde, fiel der Startschuss für Rubys Wettlauf zur ewigen Glückseligkeit. Und meine Mutter machte sich auf den Weg, nicht nur ihr irdisches Zuhause, sondern auch ihre zukünftige himmlische Residenz zu füllen.

Dazu brauchte sie jedoch zunächst einen Ehemann.

Als die achtzehnjährige Ruby im Jahr 2000 zum ersten Mal den Campus der Utah State University betrat, hatte sie nur eines im Sinn: die Männerjagd. Ja, sie hatte Buchhaltung als Hauptfach gewählt, aber für Ruby ging es im College nicht ums Lernen. Ihr ging es darum, einen Partner zu finden, damit sie heiraten, eine Familie gründen und so schnell wie möglich ihre göttliche Bestimmung erfüllen konnte.

Auf einem farbcodierten Vision Board skizzierte Ruby die wichtigsten Eigenschaften, die ein Mann für sie haben musste.

»Zwölf Zentimeter größer als ich.«

»Attraktiv.«

»Abbezahlt Auto.«

»Ingenieur.«

(Ihr Vater war Ingenieur, daher gefiel ihr wahrscheinlich der Gedanke, dass Geschichte sich wiederholt.)

Es versteht sich von selbst, dass ihr idealer Mann auch der Kirche angehören musste.

Dann betrat mein Vater die Bühne, Kevin Franke: ein Senior, der auf dem Campus lebte, vier Jahre älter als Ruby, mit zweiundzwanzig bereits kurz vor seinem Abschluss als Ingenieur und durch und durch von seinem Glauben geprägt. Er war zwölf Zentimeter größer als Ruby (Check), hatte ein markantes Kinn (attraktiv – Doppel-Check), und sein scharfer Verstand und Ehrgeiz ließen auf eine vielversprechende Zukunft schließen.

Außerdem schien er sehr ... *nett* zu sein. Kevin strahlte eine grundehrliche Güte aus und hatte eine gelassene Aura, die Balsam für Rubys unruhigen Geist war. Schließlich hatte sie kein Interesse an Machtkämpfen; sie brauchte jemanden, der entspannt genug war, um ihr ohne allzu großen Widerstand die Zügel zu überlassen. Einen Copiloten, der damit einverstanden

war, dass sie auf der gemeinsamen Reise den Steuerknüppel hielt, während er die Rechnungen bezahlte und ihr die Kinder schenkte, nach denen sie sich so sehr sehnte.

Kevin wurde am 9. Oktober 1978 in Ogden, Utah, als jüngstes von sieben Geschwistern geboren und war ganze zwölf Jahre jünger als sein nächstältester Bruder. Kevins späte Geburt machte ihn zu einer Art Sonderfall: Als seine Geschwister bereits die Highschool absolvierten, lernte er noch, sich die Schuhe zu binden. Seine Tage verliefen in einem Nebel aus Abenteuern in der Nachbarschaft und Sportsendungen im Fernsehen, beaufsichtigt von Eltern, die das alles bereits mehrfach hinter sich hatten.

Kevins Mom kochte und backte nicht gern – ihr Leben drehte sich um Fertiggerichte, Fernsehen und Gespräche über Religion. Der Haushalt wurde im Allgemeinen sehr locker geführt, ohne allzu strenge Regeln. Eine entspannte Umgebung, die Kevin zu einem sanften, ausgeglichenen Mann formte.

Wie auch Ruby war Kevin erpicht darauf, seine spirituelle Seelengefährtin zu finden. Die zukünftige Mutter für die vielen Kinder, die er im Einklang mit seinem Glauben großziehen wollte. Aber er war aufs College gegangen, um etwas zu lernen und seine Zukunft abzusichern, und hatte es daher nicht eilig, eine Frau zu finden. Bis Ruby ihm ins Auge fiel.

Er sah sie zum ersten Mal, als sie sich bei einem Hot-Dog-Essen in der Begrüßungswoche auf dem Campus unter die Leute mischte. Ruby war ein unangefochtenes Alphaweibchen. Sie stolzierte von einem Mann zum nächsten, und eine so kokette Selbstsicherheit wie ihre hatte er noch nie zuvor erlebt. Noch dazu besaß sie eine natürliche Schönheit, langes blondes Haar, ein strahlendes Lächeln und eine schlanke Figur. Ruby war genau sein Typ.

Während sie methodisch potenzielle Ehemänner castete wie eine Regisseurin ihren Hauptdarsteller, spürte Kevin bereits, dass die Uhr tickte. Ruby war ein Hauptgewinn, und wenn er sich nicht irgendwie von der Masse der anderen Männer abhob, würde er den Zieleinlauf bei Rubys Wettrennen zum Altar verpassen.

Eines Abends saß Kevin neben Ruby und hielt unter einer

Decke ihre Hand, während sie sich mit Freunden einen Film ansahen. Doch Kevin interessierte sich nicht im Geringsten für das Geschehen auf der Leinwand – er konnte nur daran denken, wie weich ihre Haut war. An den sanften Druck ihrer Finger, an das gelegentliche Streicheln ihres Daumens über seine Fingerknöchel. Jede Empfindung war elektrisierend und ließ ihn bis ins Mark erschauern.

Dann hob Kevin den Blick und bemerkte, dass ein anderer Mann – einer von Rubys Verehrern –, viel zu dicht neben ihr saß. Der Magen rutschte ihm in die Kniekehlen, als ihm bewusst wurde, dass Ruby auch mit dem anderen Mann unter der Decke Händchen hielt. Der sonst so besonnene Kevin sprang auf, mit glühendem Gesicht und rasendem Herzen. Wortlos stürmte er hinaus und ließ Ruby mit offenem Mund zurück.

Am nächsten Tag sprach Kevin mit Ruby und stellte klare Regeln auf. Kein Händchenhalten mehr mit anderen Männern. Punkt. Ruby, die seine Leidenschaft für sie sehr anziehend fand, beschloss, Kevin so schnell wie möglich ihren Eltern vorzustellen. Den Griffiths, die härtesten Kritiker, die sie kannte. Diese gaben den beiden ihren Segen, und Kevin wiederum stellte Ruby seinen Eltern, den Frankes, vor, die Ruby für eine ganz reizende junge Dame hielten, die perfekt zu ihrem Sohn passte.

Zwei Wochen nach dem Kennenlernen kam Ruby direkt zur Sache. »Also, heiraten wir?«, fragte sie.

Und Kevin, der völlig überrumpelt war, sprach das wohl gefährlichste Wort im Lexikon aus: »Ja.«

Innerhalb von nur vierzehn Tagen waren sie von Fremden zu Verlobten geworden.

Während Ruby und Kevin sich in die Hochzeitsvorbereitungen stürzten, lernten sie sich besser kennen. Es stellte sich heraus, dass sie beide gern Klavier spielten, obwohl ihre Herangehensweise an das Instrument nicht unterschiedlicher hätte sein können. Kevin hatte ein fotografisches Gedächtnis und konnte Jazzstücke und moderne Pop-Songs nachspielen, ohne auch nur zu üben. Ruby hingegen hatte dem Klavierspielen eine Zeit lang ihr ganzes Leben gewidmet. Als Teenager war sie tief in die Welt der klassischen Musik eingetaucht und hatte von vollen Konzertsälen und

stehenden Ovationen geträumt. Sie ging jedes Stück mit akribischer Präzision an und verbrachte Stunden damit, jede einzelne Note, jede Taktveränderung zu perfektionieren. Sie spielte nicht einfach nur so zum Spaß – ihr ging es darum, herausragend zu sein. Und als sie es nicht zur absoluten Perfektion brachte, hinterließ das eine Delle in ihrem Ego, die selbst intensivstes Üben nicht ausfüllen konnte.

Rubys gesamtes Selbstwertgefühl beruhte darauf, außergewöhnlich zu sein. Wenn sie nicht außergewöhnlich in etwas sein konnte, welchen Sinn hatte es dann überhaupt? Sie brauchte also einen neuen Traum, eine neue Quelle für ihre Selbstbestätigung. Wenn die Musik ihre Erhabenheit nicht definieren konnte, dann würde es sicherlich die Mutterschaft tun. Pausbäckige Gesichter, die sie mit all der Liebe und Bewunderung anstrahlten, nach der sie sich so sehr sehnte. Unbeschriebene Blätter, bereit, mit all ihrer Weisheit, ihren Werten und ihrem Wesen als *Ruby* gefüllt zu werden.

Kevin hätten ein paar Kinder gereicht, aber Ruby sehnte sich nach einer echten Großfamilie. Also stimmte Kevin Rubys großer Vision gern zu und versprach, Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, um sie bei ihren Träumen zu unterstützen. Damit war die Dynamik festgelegt, und Kevin wurde zum ewigen Nebendarsteller in Rubys epischer Inszenierung des Dramas »Die ultimative Mutter«.

Am 28. Dezember 2000, nur knapp drei Monate nach ihrem ersten Treffen, schritten Ruby und Kevin in den Tempel, bereit, vor Gottes Augen den ewigen Bund der Ehe einzugehen. Ruby war eine absolute Erscheinung in ihrem elfenbeinfarbenen Kleid. Ihre langen Locken fielen wie ein Wasserfall über ihren Rücken, eine bestickte Westerndecke lag als Schutz vor der Winterkälte über ihren Schultern. Nicht einmal Kevins ungleiche Schuhe – der eine war schwarz, der andere braun, weil er sich hastig im Dunkeln angezogen hatte – konnten ihr Lächeln trüben.

Sie hatte es geschafft: Rubys Märchentraum war Wirklichkeit geworden. Noch während das Ehegelübde ihre Lippen verließ, spürte sie, wie sich ihr persönliches Happy End wie ein roter Teppich vor ihren Füßen ausbreitete.

Endlich würde ihr Leben beginnen.

KAPITEL

– 2 –

tränen

»Sie wird langsam müde da drin«, sagte der Geburtshelfer. »Wir müssen die Saugglocke zu Hilfe nehmen.«

Dann saugte der Arzt mit einem Gerät, das eher zum Reinigen von Teppichen als zur Geburtshilfe geeignet schien, meinen Kopf an und zog mich gewaltsam in die Welt hinaus.

Es war der 3. März 2003, und nach neun schwierigen Schwangerschaftsmonaten mit zahlreichen medizinischen Komplikationen presste die einundzwanzigjährige Ruby mich, ihr erstes Baby, endlich aus ihrem Leib. Irgendwie gelang es Ruby, trotz ihrer Schmerzen und der Erschöpfung, triumphierend zu lächeln. In ihren Armen lag nicht nur ein Baby, sondern die ultimative Macht einer Frau. Ihr gottgegebenes Recht, eine neue Seele nach ihrem eigenen Vorbild zu formen.

Sie wiegte mich in den erschöpften Nachwehen der Geburt in den Armen und blickte über das schreiende, zappelnde Bündel hinweg auf die glorreiche Zukunft, die ich verkörperte. In meinem winzigen Körper sah Ruby die ersten Pinselstriche ihres neuen Meisterwerks, das erste Kapitel der epischen Erzählung, die irgendwann das Vermächtnis ihrer unvergleichlichen Erziehungsfähigkeiten bilden würde.

Als ich etwa drei Monate alt war, brachte Ruby mich zum Kinderarzt, um herauszufinden, warum ich so quengelig war. Mein ständiges Weinen stellte ihre Vorstellung von Mutterglück stark auf die Probe, doch der Arzt sagte, es seien nur Koliken. Als ich anfang, mein Fläschchen zu verweigern und immer lethargischer wurde, geriet Kevin in Panik und brachte mich in die

Notaufnahme, wo man einen lebensbedrohlichen Darmverschluss feststellte. Ohne die sofortige Notoperation wäre ich höchstwahrscheinlich gestorben. Offenbar war meine Kindheit von Anfang an ein Überlebenskampf gewesen.

Ruby glaubte nicht daran, Babys trösten zu müssen. Jedenfalls nicht so wie andere Eltern. Wozu auch? Laut ihrer Familienphilosophie schadete es einem Baby nicht, sich auszuheulen. Babys sollten nicht verhätschelt und Wutanfälle nicht toleriert werden. Das geschah natürlich nur zu ihrem Besten, damit sie sofort wussten, wer das Sagen hatte. Und sie würden früh genug lernen, im späteren Leben mit allen Hindernissen umgehen zu können, ohne zu Schwächlingen oder Heulsusen zu werden.

Ironischerweise sehe ich in meinen frühesten Erinnerungen ständig eine weinende Ruby. Bei jeder Gelegenheit hatte sie Tränen in den Augen. Tränen der Freude, der Trauer, aus Langeweile – ganz egal, Ruby weinte sich durch alles hindurch. Eine Frau, die ständig mit ihrem inneren Gleichgewicht haderte. Vielleicht wollte sie deshalb so viele Kinder. Wie eine Sammlung russischer Matroschka-Puppen, jede einzelne etwas kleiner als die vorherige, um den Tsunami ihrer tobenden Emotionen aufzunehmen. Gibt es einen besseren Weg, die klaffende Leere in sich zu füllen, als sich mit kleinen, bewundernden Kopien von sich selbst zu umgeben?

Es erscheint mir allerdings interessant, dass jemand, der selbst so viel weinte, völlig immun gegen die Tränen anderer zu sein schien. Auch gegen meine.

Ich frage mich oft, wie sehr mein erwachsenes Ich bereits in diesen frühen prägenden Jahren geformt wurde. Meine Neigung, Gefühle zu unterdrücken und der Welt eine stoische Fassade zu präsentieren – sind das die Echos eines Kleinkindes, das gelernt hat, dass sein Leid ständig unbeachtet bleibt? Habe ich so früh gelernt, dass mein Schmerz keine Rolle spielt, meine Bedürfnisse unbequem sind? Noch bevor ich überhaupt Worte oder Gedanken formulieren konnte? Wäre jemand meinen Tränen mit Trost statt mit kalkulierter Gleichgültigkeit begegnet, wäre ich dann zu einem offeneren, weniger verschlossenen Menschen geworden? Oder gehörte es schon immer zu meiner Persönlich-

keit, mich in mich selbst zurückzuziehen, mich emotional auf Knopfdruck distanzieren zu können und meine Gefühle hinter einer Festung einzusperren, die ich bis heute nur sehr schwer durchbrechen kann?

Das lässt sich nicht mit Sicherheit sagen – schließlich tanzen Erbanlagen und Erziehung einen komplexen Tango miteinander. Aber wenn ich über die vielen Unstimmigkeiten während meiner Kindheit nachdenke, verspüre ich Trauer für das kleine Mädchen, das nach seiner Mutter geweint hat. Das sich eine andere Art von Liebe gewünscht hat als die, die es bekam. Eine Liebe, die Verletzlichkeit zulässt und auch Tränen, die gesamte Bandbreite menschlicher Emotionen.

Eine Liebe, die einem Kind die Freiheit lässt, zu *fühlen*.



mommy ist nicht besonders nett zu mir

Im Jahr 2005, als ich zwei Jahre alt war, erweiterte die Ruby-Show ihre Besetzung um meinen Bruder Chad. Neben ihm gab es noch einen weiteren Neuzugang: unseren ersten Hund, Nolly, ein verspielter gelber Labradorwelpen voller Energie und Liebe. Sie sprang mich immer an, wedelte wild mit dem Schwanz und überschüttete mich mit ihren feuchten Küssen. Genau wie mein kleiner Bruder brachte auch Nolly mich ständig zum Lachen.

2007 betrat Rubys drittes Kind, ein Mädchen, die Bühne. Ich werde sie in diesem Buch nicht namentlich erwähnen. Mit Ausnahme von Chad bleiben alle meine jüngeren Geschwister in dieser Erzählung namenlos. Das ist kein Versehen, sondern meine letzte Schutzmaßnahme für sie alle.

In einer gerechteren Welt wären ihre Lebensgeschichten kein Stoff für ein Buch geworden. Ihre privaten Momente hätten allein ihnen gehört, wären nur ihren Freunden und ihrer Familie bekannt gewesen und nicht von Fremden im Internet seziert worden. Aber Frieden und Anonymität waren für uns nicht vorgesehen, dank Ruby und ihrem unstillbaren Hunger nach Aufmerksamkeit und Erfolg.

Die Reise meiner Mutter ins Rampenlicht begann recht harmlos – mit einem Mommy-Blog namens *Good Lookin Home Cookin*. Mommy-Blogging war damals noch wildes Neuland, bereit dazu, erobert zu werden. Und Ruby begeisterte sich wie auch ihre Schwestern und Freundinnen dafür, all die neuen Möglichkeiten der Online-Medien zu erkunden.

»Die Entwicklung und Erfahrungen unserer Familie sind das

Hauptziel dieses Blogs«, verkündete Ruby auf ihrem brandneuen Blogger-Profil. »Meine Kinder sollen einen Ort im Internet haben, an dem sie später über sich selbst lesen und sehen können, wie sie sich entwickelt haben.«

In meiner Kirche werden wir dazu ermutigt, unser Leben akribisch zu dokumentieren und so eine Art Roadmap für zukünftige Generationen zu erstellen, damit diese ihre Wurzeln verstehen können. Das Internet schien nur eine weitere Möglichkeit zu sein, das Wort Gottes zu verbreiten. Ihr kleiner Blog voller Rezepte vermittelte Ruby einen ersten Eindruck von einer Onlinepräsenz und deren zahlreichen Möglichkeiten. Als Methode zur Selbstdarstellung, als Möglichkeit, eine Identität zu entwickeln und durch das Teilen ihrer Rezepte für Himbeerbutter, Honig-Limetten-Hähnchen und Haferkekse eine Verbindung zu anderen Menschen aufzubauen. Sie zeichnete das Bild eines Zuhauses, in dem es ständig nach frisch gebackenem Brot und liebevoll zubereiteten Mahlzeiten duftete.

Ehrlich gesagt bin ich mir nicht sicher, ob sie diese Gerichte jemals wirklich gekocht hat. Klar, gebacken hat Ruby ständig (sie probierte gern Rezepte aus ihrem Ann-Romney-Kochbuch aus), aber die meisten Rezepte auf *Good Lookin Home Cookin* waren eher Idealvorstellungen und wenig realistisch. Ein Teil ihres Images als lächelnde, stets mit Mehl bekleckste Mommy inmitten ihrer Puttenschar, die sich um den Tisch herum versammelte. Schon in dieser Frühphase ihrer Online-Karriere demonstrierte Ruby ihre Bereitschaft, die Authentizität auf dem Altar der Eitelkeiten zu opfern.

Doch es gibt auch ein paar Ausnahmen. Ich kann bestätigen, dass ihr Brot wirklich legendär war und zu jeder Familienfeier und jedem Picknick dazugehörte. Sie schnitt es immer in ganz dicke Scheiben, wie kleine Brotlaibe mit unregelmäßigen Lufteinschlüssen, die von langem Teigkneten per Hand und viel Geduld zeugten. Die Kruste war leicht knusprig und umhüllte ein weiches, warmes Inneres. Ein Brot, das Aufsehen erregte und ein simples Sandwich zu einer vollwertigen Mahlzeit machte. Oft reichte mir eine Scheibe, um satt zu werden, trotzdem aß ich meistens sehr viel mehr davon.

Sie erstellte weitere Blogs: *Full Suburban* und eine Mommy-Blogging-Gruppe, zusammen mit ihren Freundinnen, namens *Yummy Mummy's*. Sie nutzte ihr natürliches Gespür für Marketing und versah unsere Familienfotos mit einem Logo in der Ecke, mit der Aufschrift *It's A Franke Life*.

Meine drei Tanten Ellie, Bonnie und Julie, die sich mit ihren Ehemännern und ihrer eigenen stetig wachsenden Kinderschar alle im Umkreis von maximal anderthalb Autostunden niedergelassen hatten, zeigten ein ähnliches Interesse am Bloggen. Dieses weibliche Bedürfnis, das Familienleben zu etwas Größerem zu machen, schien den Griffiths im Blut zu liegen.

»Alle meine Kinder werden Klavier spielen lernen«, verkündete Ruby, und als Erstgeborene wurde mir die Ehre zuteil, ihr Versuchskaninchen zu sein. Ab meinem fünften Lebensjahr weckte Ruby mich jeden Morgen um sechs und setzte mich an unser Kawai-Klavier, um unter ihrem strengen Blick zu üben.

»Spreiz die Finger weiter, Shari! Zähl den Takt mit!«, schnauzte sie und schlug mit der flachen Hand aufs Klavier, was mich zusammenzucken ließ. »Und zieh nicht so ein Gesicht, um Himmels willen.«

Ich lernte schnell, dass es Ruby in Rage versetzte, wenn man keine uneingeschränkte Begeisterung zeigte. Ein Hauch von Unmut in meinem Gesicht genügte, und *zack!* gab es einen Schlag auf den Arm, einen Klaps auf den Mund oder ein festes Ziehen am Ohr. Ich weinte nur selten, wenn Ruby mich so bestrafte. In diesem Haus durfte nur eine Person Tränen vergießen, und die war nicht ich. Also schwieg ich und setzte eine neutrale Maske auf. Aber hinter dieser ruhigen Fassade reifte eine Erkenntnis in mir heran.

Mommy ist nicht besonders nett zu mir.

Allerdings war ich sehr dankbar für Nolly, die sich von einem entzückenden Welpen zu einer ausgewachsenen Labradorhündin entwickelt hatte.

Während dieser anstrengenden Klavierstunden, wenn Moms kritische Stimme jeden Winkel des Zimmers erfüllte, legte sich Nolly unter das Klavier und schmiegte ihren warmen Körper an meine Füße. Wenn mir Moms Schimpftiraden zu viel wurden,

schaute ich nach unten und sah in Nollys sanfte braune Augen, die mich voller Liebe und Zuversicht ansahen, als wollte sie sagen: »Schon gut, wir stehen das hier gemeinsam durch.«



»Mommy«, wimmerte ich manchmal und schlich spätabends ins Schlafzimmer meiner Eltern, mein Stoffpferd Bubbles fest an die Brust gedrückt. »Ich hab schon wieder Bauchweh.«

Ruby seufzte dann immer schwer und verzog verärgert das Gesicht. »Shari, das hatten wir doch jetzt schon so oft. Dir fehlt nichts. Geh wieder ins Bett.«

Schon damals, mit fünf Jahren, begann mein Körper zu rebellieren. Als hätten meine Zellen schreiend gegen ihre Umgebung protestiert. Heute weiß ich natürlich, dass die Bauchschmerzen sehr viel mehr waren als nur kindliches Gejammer. Sie waren eine körperliche Reaktion auf meine Ängste.

Nachts verwandelte sich dieses ständige Unbehagen in etwas Furchterregendes. Wenn ich im Bett lag, spürte ich den Druck der Dunkelheit auf meinem Körper. Zutiefst davon überzeugt, dass sich jeden Moment ein echter Dämon neben mir im Bett materialisieren würde, um mir die Seele zu rauben. Die Angst war so real, dass ich Ruby anflehte, das Licht anzulassen, wenn ich ins Bett ging. Aber für solche Mätzchen hatte sie keine Zeit.

»Nein, Shari, du musst lernen, im Dunkeln zu schlafen. In meinem Haus gibt es keine Dämonen.« Damit lag sie natürlich komplett daneben. *Einen* Dämon gab es nämlich definitiv.

Und sobald das Licht ausging, tauchten weitere auf. Groteske Gestalten, die direkt aus einer mittelalterlichen Höllenlandschaft zu stammen schienen, dämonische Wesen, die mit verzerrtem Grinsen auf mich lauerten. Ihre Grimassen verfolgten mich in schlaflosen Nächten, ihre qualvollen Geschichten spielten sich in meinen Träumen ab.

Woher hätte ein kleines Mädchen so konkrete Ängste vor besessenen Dämonen haben können? Ich bin überzeugt davon,

dass das tief religiöse Weltbild, mit dem ich aufgewachsen war, eine Rolle dabei gespielt hat. Wir glauben fest an die Macht Satans und dass die Legion seiner gefallenen Seelen die Fähigkeit hat, von Menschen Besitz zu ergreifen. Wir glauben, dass das Böse physische Formen annehmen kann, manchmal nur flüchtig, manchmal auch für längere Zeiträume. Ich war in dem Glauben aufgewachsen, dass selbst die Luft, die ich atmete, voller unsichtbarer Mächte war, die um die Vorherrschaft über meine Seele kämpften. Daher war es für meinen noch jungen Verstand nur ein kleiner Schritt, sich diesen Kampf auch im eigenen Schlafzimmer vorzustellen.

Vielleicht hatten mich auch die ständigen Ängste vor meiner emotional labilen Mutter empfänglich dafür gemacht. Als hätte mein Unterbewusstsein die übersinnlichen Schreckgespenster heraufbeschworen, um der unsichtbaren Angst, die unser Zuhause ständig zu durchdringen schien, eine greifbare Gestalt zu geben. Anders konnte mein kindliches Ich dem herrschenden Chaos bei uns vielleicht keinen Sinn zuordnen.



Eine Woche lang übte ich ein neues Lied, das mir meine Klavierlehrerin aufgegeben hatte, und hämmerte mir jede einzelne Note und jeden Akkord ein, bis ich es im Schlaf hätte spielen können. Ruby wirkte zufrieden mit meinen Fortschritten und beschloss, dass es an der Zeit sei, mit einem neuen Stück weiterzumachen. Doch dann kam mein Klavierunterricht.

»Das reicht noch nicht ganz, Sweetie«, sagte die Lehrerin, nachdem sie mich spielen gehört hatte. »Lass uns noch eine Woche daran arbeiten.«

Also eine weitere Woche, bis sie mir endlich den Aufkleber geben konnte, um das Stück als abgeschlossen zu markieren. Für sie zweifellos keine große Sache. Leider verstand sie nicht, dass dieser kleine goldene Stern für *mich* über Leben und Tod

entschied. Wie sollte ich Ruby bloß erklären, dass ihr Urteil über meinen Fortschritt revidiert worden war? Verstand meine Lehrerin denn nicht, in welche prekäre Lage sie mich damit brachte? Welches empfindliche Machtgefüge dadurch aus dem Gleichgewicht geriet?

Heiße Tränen stiegen mir in die Augen, und ich wand mich auf meinem Stuhl. Meine Lehrerin sah mich fragend an, da sie so heftige Reaktionen von einer Fünfjährigen wahrscheinlich nicht gewohnt war.

»Was ist denn los, Shari?«, fragte sie.

»Es ist nur ... Meine Mom meint, dass ich fertig bin«, antwortete ich mit zittriger Stimme.

Wie hätte ich meiner Lehrerin erklären können, auf welchem Minenfeld ich mich täglich bewegte? Über wie viele Eierschalen ich ständig laufen musste?

Meine Lehrerin spürte wohl, dass die Büchse der Pandora soeben geöffnet worden war, und entschied sich klugerweise, sie sofort wieder zu schließen.

»Okay, alles gut. Hier ist dein Aufkleber. Gut gemacht! Du machst das wirklich ganz toll. Nächste Woche dann also ein neues Stück?«

Pub. Ich war aus dem Schneider. Vorerst.

Rückblickend staune ich darüber, wie schnell sich mein junger Verstand an Rubys Launen angepasst hat. Mit fünf Jahren wusste ich instinktiv, was ich zu tun hatte. Anpassungsfähig sein. Und gehorsam. Mich selbst zu allem formen und verändern, wodurch ich mir Rubys leider *nicht* bedingungslose Liebe verdienen würde. Ich war wie eine Pflanze, die sich der Sonne entgegenstreckte und sich in unnatürliche Richtungen verbog, nur um einen Strahl ihrer Anerkennung zu erhaschen. Aber egal, wie sehr ich mich auch wand und drehte, egal, wie viel ich erreichte oder leistete, es war nie genug.

Ständig gab es neue Stöckchen zu überspringen und neue Standards zu erfüllen.

Kein Kind sollte sich die Zuneigung seiner Eltern verdienen müssen. Und keine noch so große Leistung kann jemals die gewaltige Lücke füllen, die fehlende bedingungslose Liebe hinterlässt.

Heute löst allein der Gedanke, mich an ein Klavier zu setzen, einige meiner frühesten und tiefsten Ängste aus, die alle mit meiner Mutter verbunden sind. Wie traurig, dass die Schatten unserer Vergangenheit selbst so schöne Dinge wie die Musik zerstören können.



die wut in mir

Als ich sechs Jahre alt war, im Jahr 2009, brachte Ruby ihr viertes Kind zur Welt. Wieder ein Mädchen. Meine drei Tanten und ihre Ehemänner waren alle bei der Geburt dabei, und angeblich kam meine Schwester einfach so aus Ruby »herausgeschossen«. Als hätte sie es kaum erwarten können, endlich an der Party teilzunehmen.

Ich erinnere mich, wie ich an dem Tag, als Ruby aus dem Krankenhaus nach Hause kam, in ihrer Schlafzimmertür stand und zusah, wie Rubys Mutter ihr ein Geschenk überreichte – einen wunderschönen Seidenpyjama.

Während ich die Szene beobachtete, verspürte ich plötzlich einen Stich, den ich nicht genau benennen konnte. Eifersucht? Sehnsucht? Ruby und ihre Mutter hatten eine scheinbar unzerstörbare Verbindung miteinander. Eine Nähe, die ich bewunderte, auf die ich aber auch neidisch war. Ihr unbeschwertes Lachen und Lächeln ließ mich die Distanz zwischen Ruby und mir noch deutlicher spüren.

Ich platzte heraus: »Schenkst du mir auch so einen Seidenpyjama, wenn ich mal ein Baby bekomme?«

»Aber natürlich!«, erwiderte Ruby fröhlich. »Und wenn du ein Baby bekommen hast, können wir auch Freundinnen sein.«

In diesem Moment fielen alle Puzzleteile an ihren Platz. Diese Distanz, die ich immer spürte, die Sehnsucht nach einer engeren Bindung zu meiner Mutter – all das ergab plötzlich einen Sinn. Ruby und ich konnten erst echte Freundinnen werden, wenn auch ich eine richtige Frau mit Ehemann und eigener Familie

geworden war. Wenn ich ihr gleichgestellt war. So wie auch Ruby erst Ehefrau und Mutter werden musste, um von ihrer Mutter respektiert zu werden. Ich musste also nur noch ein wenig darauf warten, auch so geliebt zu werden.

Während ich Ruby und ihrer Mutter dabei zusah, wie sie über den Seidenpyjama schwärmten, schwor ich mir insgeheim: *Eines Tages werde ich auch ein Baby bekommen. Und einen Pyjama. Und an diesem Tag werden Ruby und ich endlich Freundinnen.*

Ruby versuchte sofort, erneut schwanger zu werden, obwohl ihr der Stress der ständigen Schwangerschaften offensichtlich zu schaffen machte. An manchen Tagen verwandelten sich ihre Augen zu Schlitzern und sie kniff die Lippen zu einer schmalen, blutleeren Linie zusammen, während sie das Chaos um sie herum betrachtete. In einem Zuhause, das sich nach und nach mit immer mehr winzigen Menschen füllte. Sie inspizierte unser Zuhause so eiskalt berechnend wie ein General, der ein Schlachtfeld begutachtet und darüber nachdenkt, wie man die Ordnung wiederherstellen könnte. Ihre bevorzugte Waffe war dabei stets ihre Stimme. Manchmal benutzte sie auch ihre Hände. Wer auch immer dann gerade in ihrer Nähe war, bekam ihren Frust zu spüren. Eine umgeworfene Vase, ein herumliegendes Spielzeug, ein Glas mit einem winzigen Schmierfleck – all das diente als Vorwand für ihre Angriffe.

Sobald ihre Kinder aus den Windeln waren, engagierte Ruby uns als ihre kleine Putzcrew. Rubys Philosophie war simpel: Alle helfen mit, dann sind auch alle permanent beschäftigt. Müßiggang ist schließlich aller Laster Anfang. Eine ihrer Lieblingsmethoden dabei war der *Putz-Blitz*.

Sie versammelte uns, sah uns mit leuchtenden Augen an und verkündete: »Alles klar, Truppe. Ich stelle die Uhr auf eine Stunde. In dieser Zeit werden wir das ganze Haus von oben bis unten gründlich putzen. Auf die Plätze, fertig, los!«

Wir rannten alle durcheinander los und wischten Staub, schrubbten die Böden und räumten auf. Es war chaotisch, anstrengend und auf eine merkwürdige Weise auch berauschend. Es machte mir nichts aus, Mommys kleine Helferin zu sein und mich um meine Geschwister zu kümmern, um ihr mit unserem anspruchsvoller werdenden Haushalt zu helfen.

Das Geld war stets knapp, aber Kevins Karriere als Geotechniker war gerade erst im Aufschwung. Er war fasziniert von Plattentektonik und Bodenverflüssigung und tauchte tief in eine akademische Welt, in der Veränderungen nur in geologischen Zeiträumen gemessen wurden. Das stand in krassm Gegensatz zu Rubys alltäglichen Küchendramen und ihren emotionalen Zusammenbrüchen, die uns alle auf Zehenspitzen herum-schleichen ließen.

Eines Tages veränderte sich etwas in Ruby. Ihre ständig präsenten Tränen hatten eine neue Schwere bekommen, und selbst ich mit meinem damals noch begrenzten Verständnis spürte, dass etwas sehr Trauriges passiert war. Ruby hatte eine weitere Fehlgeburt erlitten – ihre dritte –, in der siebzehnten Woche. Die Schwangerschaft war bereits so weit fortgeschritten, dass sie die ersten Tritte gespürt hatte, das Geschlecht kannte – es war ein Junge – und sogar schon einen Namen ausgesucht hatte.

Diesmal war es mehr als der Verlust einer Schwangerschaft. Es fühlte sich an, als hätte sie einen Sohn verloren. Einen Teil von sich selbst.

Doch Ruby gönnte sich keine Zeit zum Trauern. Schließlich hatte man ihr beigebracht, sich in schwierigen Zeiten zusammenzureißen und weiterzumachen. Noch mehr Kinder zu bekommen, weiter Brot zu backen, und ständig aktiv zu sein.

Eines Nachts träumte sie, dass sie einkaufen war und einen kleinen Jungen ganz allein bei den Äpfeln stehen sah. Sie fragte ihn, wo seine Mommy sei, und er sagte ihr, er habe keine. »Möchtest du mit zu mir nach Hause kommen?«, fragte sie. »Ich könnte deine Mommy sein.« Er nickte, und Ruby setzte ihn in den Einkaufswagen, auf das Brot und die Bananen.

Einen Monat später war sie wieder schwanger. Sobald Rubys Bauch mit ihrem fünften Kind zu wachsen begann, überkam sie eine seltene, flüchtige Ruhe. Die Schwangerschaft war für sie nach wie vor die höchste Berufung, eine heilige Verbindung zu ihrer göttlichen Bestimmung. In diesen Momenten stiller Besinnung, wenn Rubys Hand zärtlich auf ihrem wachsenden Bauch lag, sah ich sie so erfüllt und friedlich wie sonst nie. Und ich sehnte mich

sehr danach, eines Tages dasselbe Gefühl der Bestimmung zu spüren, mich auf meine eigene spirituelle Reise zu begeben und den wahren Sinn des Lebens für mich zu entdecken.